

SWR2 Wissen: Aula

Leitkultur adé – So lassen sich kulturelle Unterschiede überbrücken

Von Hans W. Giessen

Sendung vom: Sonntag, 16. Januar 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Ist die Leitkultur für die Identität einer Gesellschaft wichtig? Sind sich Menschen nicht ähnlicher, als wir annehmen, egal woher sie stammen? Studien zeigen jedenfalls, dass sich z.B. Schlafzimmereinrichtungen in Zentralafrika, Ostasien oder Finnland sehr gleichen.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Leitkultur adé – So lassen sich kulturelle Unterschiede überbrücken“. Am Mikrofon: Ralf Caspary

In Deutschland flammt immer wieder eine Diskussion über eine angeblich deutsche Leitkultur auf, die der Kitt für unsere Gesellschaft sei. Mit dieser Kultur könnten wir uns von anderen Nationen signifikant unterscheiden. Doch der Blick auf die Besonderheiten der jeweiligen Kulturen übersieht, dass menschliches Verhalten und Erleben stark von allgemeinen, universellen Faktoren beeinflusst wird: Studien zeigen etwa, dass Menschen in China, Südafrika oder England auf sehr ähnliche Weise lachen oder sich die Zähne putzen. Was zählt also mehr: die Kultur oder die Struktur? Antworten gibt der Medienwissenschaftler Hans W. Giessen.

Hans W. Giessen:

1. Ausgangspunkt: Eduard J. Steichen "The Family of Man" – Konzeption, Erfolg, Kritik

Der Ausgangspunkt dieses Beitrags ist die Fotoausstellung "The Family of Man", kuratiert von Edward Steichen. Steichen wurde 1879 in Bivingen, Luxemburg, geboren. Seine Eltern emigrierten nach Amerika, als er ein erst achtzehn Monate altes Kind war; dort wurde sein Vorname Eduard auch in ‚Edward‘ angliziert. In den USA brachte er es nach einer wechselvollen künstlerischen Karriere bis zum Leiter der Fotografieabteilung des *Museum of Modern Art* in New York.

Dort organisierte er 1955 die Ausstellung "The Family of Man", die bis heute eins der erfolgreichsten Projekte des MoMA ist. Steichen versammelte nach von ihm selbst entwickelten Kriterien 503 Aufnahmen von 273 Fotografen, ausgewählt aus mehreren Millionen Bildern (Edward Steichen selbst hat zunächst von zwei Millionen Bildern gesprochen, um, wie er sagte, glaubwürdiger zu sein; nachträglich wurde die Zahl auf rund vier Millionen korrigiert). Die Kriterien waren intuitiv, hatten aber ein klares Ziel: Die Ausstellung sollte – nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs – zeigen, dass die Menschheit trotz aller Probleme und Schlechtigkeiten ‚eins‘ sei und zu einer humanen Weltordnung gelangen könne.

Um diesem optimistisch-humanistischen Ziel zu dienen, schien Edward Steichen die Fotografie als Mittel der Massenkommunikation besonders geeignet. Weil sie ein emotionales Mittel sei, könne sie für einen starken emotionalen Appell genutzt werden. Da das Konzept das *Gemeinsame* der Menschen betonen wollte, zeigt die Ausstellung Personen *aller* Rassen, Altersgruppen und sozialen Schichten in Situationen, die laut Steichen universell gültig seien: Liebe, Hochzeit, Geburt, Arbeit, Mitleid, Erfolg ...

Außergewöhnlich erfolgreich war auch die Ausstellung selbst: Inzwischen wurde sie von rund zehn Millionen Besuchern gesehen. Nach dem ersten Erfolg im MoMA wurde eine Welttournee durch 69 Länder organisiert, mit Stationen von Berlin bis

Tokyo. Ist die Ausstellung, die die Universalität des menschlichen Lebens feiern wollte, also auch universell überzeugend gewesen? Wir werden gleich darauf zurückkommen. In jedem Fall hat sie heute, restauriert und neueröffnet, im Schloss von Clerf einen festen Platz gefunden, nachdem Steichen sie als Ausdruck seiner Verbundenheit noch zu Lebzeiten seinem ursprünglichen Heimatstaat Luxemburg vermacht hatte.

Doch nein: Ungeachtet des offensichtlichen Erfolgs wurde die Ausstellung teilweise heftig kritisiert. Die Kritik konzentrierte sich vor allem auf das Argument, dass Steichens ‚Menschheitsuniversalien‘ ohne Hinweis auf den Kontext sinnlos seien. Dieses Argument wurde bereits von Hilton Kramer, dem Kritiker der *New York Times*, aus Anlass der Ausstellungseröffnung formuliert. Edward Steichen hat diese Kritik bereits im Vorfeld zu entkräften versucht, indem er sein Ziel noch expliziter formulierte. In der Einführung des Ausstellungskatalogs schreibt er, die gezeigten Fotografien handelten von grundlegenden Bedürfnissen des Menschen, nicht von sozialen Bedürfnissen, also beispielsweise nicht von einzelnen Religionen, sondern von Religiosität.

Dennoch zieht sich auch die Kritik seither durch und wurde an nahezu jedem Ort, an dem die Ausstellung gezeigt wurde, neu formuliert. Ihr bedeutendster Exponent war wohl Roland Barthes, dem sich andere prominente Kritikerinnen und Kritiker anschlossen, so beispielsweise Susan Sontag.

Die Kritik scheint zunächst einleuchtend und plausibel. Dass kulturelle Prägungen höchst unterschiedlich sind und in ihren Ausformungen und Wandlungsprozessen kaum Regel- und Gesetzmäßigkeiten erlauben, ist ein alter Topos der Geistesgeschichte, denn sie werden offenbar von äußerst vielen, sich wechselseitig, aber vor allem ungleich- und unregelmäßig beeinflussenden Faktoren bestimmt.

2. Historische Verortung

Es ist in der Tat lange diskutiert worden, ob Verallgemeinerungen und Vergleiche legitim und überhaupt möglich seien. So wurde betont, dass die gesellschaftlichen Unterschiede heutiger Kulturen sehr groß seien, während Gemeinsamkeiten leicht auch auf eine jeweils gegenseitige Beeinflussung zurückgeführt werden könnten. Die Unterschiede ließen auf eine jeweils lange Geschichte schließen, so dass über historische Gesellschaften erst recht keine allgemeinen Aussagen möglich seien.

Andererseits hat bereits Charles Montesquieu schon im Jahre 1748 zwischen kulturellen und grundlegend-strukturellen gesellschaftlichen Einflussfaktoren unterschieden (seinem Erkenntnisinteresse lag das Ziel zugrunde, gesellschaftsübergreifend funktionierende Ordnungsfaktoren und Gesetze herauszuarbeiten). Auch ihm erscheinen *kulturelle* Wandlungsprozesse unbeeinflussbar, weil zu zahlreich, zu vielfältig und in ihren Wirkungen zu unberechenbar, und deshalb auch nur im Nachhinein bewertbar und beschreibbar. Das Spektrum der Einflussfaktoren auf *kulturelle* Wandlungsprozesse reiche von klimatischen Faktoren über Kriege bis zu technischen Errungenschaften. Die Einschätzung, dass *kulturelle* Wandlungsprozesse – im Gegensatz zu *strukturellen* – nicht vorausgesagt werden können, ist zunächst ebenfalls universell. Sie findet sich etwa bei Ibn Chaldun wieder, dem bedeutendsten islamischen Staats- und

Geschichtsphilosophen, der 1332 in Tunis geboren wurde. Die diesbezügliche Gemeinsamkeit zwischen Montesquieu und Ibn Chaldun geht beispielsweise so weit, dass beide das Klima als wesentlichen Faktor für unterschiedliche *kulturelle* Entwicklungen nennen.

Vielleicht liegt ein Problem der Diskussionen (auch) darin, dass eben nicht genügend zwischen *kulturellen* und *strukturellen* Phänomenen unterschieden wird. Ibn Chaldun und Montesquieu sind Gegenbeispiele, wie auch Edward Steichen. Bereits Ibn Chaldun hat versucht, jenseits der *kulturellen* Vielfalt *gesellschaftsstrukturelle* Charakteristika herauszuarbeiten. *Strukturell* entscheidend sind bei ihm etwa die Verortung einer Gemeinschaft in einem urbanen Umfeld oder in einer Stammesgesellschaft. *Kulturell* prägend sind Kriege und Machtkämpfe, Religion usw.

Auch Montesquieu hat den vielfältigen kulturellen Phänomenen strukturelle *Gemeinsamkeiten* gegenübergestellt (die es ihm beispielsweise gestatten, allgemeine Aussagen über sinnvolle politische Systeme und Modelle zu formulieren).

Julian Steward und Robert Adams haben dann verschiedene (und äußerst unterschiedliche) Kulturen untersucht und miteinander verglichen. Sie liegen – räumlich wie zeitlich – so weit auseinander, dass eine Beeinflussung nicht möglich war: bei Adams etwa das antike Mesopotamien mit den Hochkulturen Zentral-Mexikos vor der spanischen Eroberung. Das Ergebnis war, dass es tatsächlich gemeinsame *strukturelle* Gesetzmäßigkeiten gibt, die unabhängig von der Geschichte der jeweiligen Kulturen existieren (bei der Untersuchung von Adams liegen sie auf der jeweils anderen Seite des Globus, zudem sind sie zeitlich voneinander um rund viertausend Jahre getrennt). Aber sie sind abhängig vom *gesellschaftlichen Organisationsgrad*.

So weisen die Hochkulturen Mesopotamiens wie Zentral-Mexikos etwa bezüglich ihrer Verwandtschaftsstrukturen Gemeinsamkeiten auf oder auch bezüglich der Sozialordnung. Beiden gemein ist auch die Entwicklung arbeitsteiliger Prozesse durch Spezialisierung, die Intensivierung landwirtschaftlicher Bodennutzung, der Ablauf von Führungswechseln durch ähnliche Verläufe innenpolitischer Krisen oder die religiöse Fundamentierung von Herrschaft. Vielleicht kann man hier darüber diskutieren, ob die Fundamentierung von Herrschaft religiös oder ‚nur‘ moralisch legitimiert sein muss, aber grundsätzlich ist auch die entsprechende Herrschaftslegitimation offenbar eine Universalie.

Da die Parallelen *struktureller* Art sind, ist es durch sie nicht möglich, *kulturell-historische* Abläufe vorherzusagen. *Strukturell* gibt es aber so viele Gemeinsamkeiten, dass es sich (zumindest bei vielen von ihnen und in ihrer Wechselwirkung) nicht um Zufall handeln kann. Die Gemeinsamkeiten werden anhand weiterer offenbar universell gültiger Beschreibungskriterien (wie ‚Stammesgesellschaften‘, ‚Priester‘, ‚Inzesttabu‘) deutlich; sie weisen auf *funktionale* Übereinstimmungen hin, die – auch im Prozess ihrer Entstehung und ihres Wandels – ein hohes Maß an Parallelität und damit auch *struktureller Vergleichbarkeit* aufweisen. Die Vergleichbarkeit geht so weit, dass sie Erklärungen erlaubt, die über bloße Funktionsbeschreibungen hinausgehen (da sie sogar kausale Erklärungen ermöglicht). Es gibt sie auch in Bereichen, die scheinbar nicht miteinander zusammenhängen (wie: der Arbeitsteilung sowie der Ablösung von

Führungsschichten). Eine tautologische Aussage kann von daher ausgeschlossen werden.

Der Tautologie-Verdacht könnte zunächst naheliegen, denn natürlich zeichnen sich gerade ‚Hochkulturen‘ dadurch aus, dass sie einen höheren Organisationsgrad beispielsweise im Produktionsbereich erreicht haben. Wenn dies das einzige Kriterium wäre, ‚Hochkulturen‘ also *nur* dadurch beschrieben werden könnten, dann wäre dieses Kriterium gleichzeitig Ursache wie Begründung und die Beweisführung wäre tautologisch. Wenn aber eben auch andere Bereiche jeweils identisch sind und auch noch voneinander abhängen, dann kann von strukturellen, funktionalen Gemeinsamkeiten oder gar Gesetzmäßigkeiten gesprochen werden. Es muss aber noch einmal darauf hingewiesen werden, dass solche Aussagen nur für strukturelle Bereiche gelten dürfen, nicht für historisch-kulturelle. Strukturelle Phänomene beziehen sich daher auf die jeweilige Organisationsform, also beispielsweise auf die Frage, ob es sich um Jäger und Sammler handelt, um eine traditionelle segmentäre (mehr oder weniger akephale) Gemeinschaft oder um eine staatlich organisierte Gesellschaft.

Theoretische und allgemeine Aussagen über strukturelle Wandlungsprozesse implizieren also ein bestimmtes Verhältnis zwischen kulturellen und strukturellen Faktoren: Auch wenn die einzelnen Gesellschaften kulturell äußerst verschieden sind, müssten die Strukturmerkmale unabhängig von beziehungsweise parallel zu den kulturellen Faktoren existieren und betrachtet werden können. So müsste pauschal behauptet werden können, dass beispielsweise die Zugehörigkeit zum christlichen oder zum islamischen Kulturkreis oder zur gemäßigten oder zur subtropischen Klimazone eine Gesellschaft auf der *kulturellen* Ebene prägt, aber grundsätzlich irrelevant für die *strukturelle* Prägung ist.

Auf funktionale Gemeinsamkeiten reduziert, sind Verallgemeinerungen und Vergleiche auf der strukturellen Ebene mithin zulässig. Sie werden tatsächlich auch häufig und selbstverständlich angestellt, nicht nur auf ‚Hochkulturen‘ bezogen. Der Wunsch Edward Steichens, die Aufmerksamkeit auf Universalien, also anthropologische Strukturkonstanten zu lenken, erscheint mithin legitim und ist durch die Forschung nach meinem Dafürhalten abgedeckt.

In jedem Fall scheint die Kritik Steichen nicht gerecht zu werden. Offenbar unterscheidet man häufig nicht zwischen einem Universalismus (etwa der Liebe) und der kulturell bestimmten (und daher höchst unterschiedlichen) Art und Weise, wie er gelebt und gesellschaftlich organisiert ist. Steichen wollte ja, wie sein Zitat belegt hat, kulturelle Ausprägungen bewusst ausklammern beziehungsweise (nur) als Varianten struktureller Universalismen zeigen. Fraglich ist natürlich im Einzelfall stets, ob dies gerade hier möglich und sinnvoll ist – im Grundlegenden ist sein Vorgehen aber offenbar legitim.

Es geht dabei auch nicht darum zu leugnen, dass es unterschiedliche Kulturen gibt, die sich mitunter mit Unverständnis gegenüberstehen, manchmal antagonistisch, und es sogar kulturell motivierte Terrorakte und Kriege gibt. Aber es gibt ganz eindeutig eben auch zahlreiche anthropologische Konstanten beziehungsweise ‚Universalien‘. Sie sind in der Realität immer wieder Brücken zwischen den Kulturen.

Zudem wandeln sich Kulturen: Vom Wikinger zum heutigen Skandinavier war es ein weiter Weg, der offenbar innerhalb ein und derselben ‚Kultur‘ zurückgelegt wurde. Es ist also problematisch, Kulturen als unwandelbar und einander unverständlich darzustellen. Mehr noch: Es kann sogar gefährlich sein, denn das hieße ja, es wäre bestenfalls ein Nebeneinander möglich, schlimmstenfalls wären Krieg und Terror die einzigen Möglichkeiten des Kontakts, keineswegs aber wäre ein friedliches Miteinander auf der Erde denkbar.

3. Unterschiede

Wie kommt es dann zu diesem Fokus auf Unterschiede? Kulturwissenschaftler und Ethnologen erforschen in der Regel vorrangig die Differenzen der verschiedenen Kulturen, die auch recht gut untersucht und sogar gemessen werden können, mit Hilfe von Beobachtungen bis hin zu statistischen Erhebungen. Diese Ergebnisse ermöglichen in der Tat ein besseres Verständnis kulturabhängigen Verhaltens. Dazu existiert inzwischen ein detailliertes Instrumentarium, das es erlaubt, Einstellungen und Werte verschiedener Kulturen zu erkennen und miteinander zu vergleichen. In der Regel werden dazu Kategorien genutzt, die in den ersten Grundlagen bereits in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwickelt wurden.

So konnte gezeigt werden, dass Menschen in einer gewissen Korrelation zu ihrer kulturellen Herkunft ähnlich reagieren, wenn ihre Verhaltensweisen oder Einstellungen auf Kategorien bezogen werden wie

- ‚Individualismus oder Kollektivismus‘ (dies ist eine der Kategorien, die bereits in den ersten Forschungsarbeiten zu dieser Thematik isoliert werden konnten),
- ein weiterer Unterschied liegt in der Art und Weise des Umgangs mit Konflikten einschließlich der Kontrolle von Aggression
- berühmt ist auch die ‚konfuzianische Dynamik‘, die durch den „Chinese Value Survey“ isoliert werden konnte; Hofstede nennt diese Kategorie ‚Langzeit- beziehungsweise Kurzzeitorientierung‘,
- die jeweilige Einstellung zum individuell bzw. subjektiv benötigten Raum ist eine Kategorie – also wie nahe man jemandem kommen darf, ohne dass es peinlich wird. Bekannt ist ja, dass sich die Franzosen schon immer zwei, drei oder gar vier Mal auf die Wange geküsst haben, während man sich in Deutschland mit langem ausgestrecktem Arm die Hand gibt, und in Norddeutschland teilweise noch nicht mal das; man muss schon gut befreundet sein, um sich auch nur auf die Schulter zu klopfen. Man kann in der Tat exakt messen, wie nahe man sich in unterschiedlichen Kulturkreisen kommen kann und darf, bevor es ungehörig wird.
- Dann gibt es beispielsweise das Kriterium, was der Grund für die Akzeptanz eines bestimmten gesellschaftlichen Status ist (‚errungen‘, weil man sich beispielsweise viele Kompetenzen angeeignet hat, oder ‚zugeschrieben‘, weil man aus einer einflussreichen Familie stammt),
- Ein anderes Kriterium ist die jeweilige Zeitkonzeption (monochron oder polychron).

Und es gibt noch weitere, noch mehr solcher Kriterien, die, wie gesagt, in der Regel sogar relativ exakt messbar sind.

Da sich kulturelle Unterschiede relativ exakt beschreiben und sogar in ihrem Wandel beobachten lassen, liegt es nahe, damit zu arbeiten, so dass der Fokus häufig auf

diesen Differenzen liegt. Zudem wirken sie sich natürlich im Alltag und damit in der öffentlichen Diskussion aus, insbesondere in Zeiten eines intensiveren Kontakts zwischen Menschen aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten.

4. Ebenen

Allerdings spielt sich menschliches Verhalten auf mehreren Ebenen ab. Der kulturelle Kontext stellt nur eine dieser Ebenen dar.

Da gibt es zunächst die individuelle Ebene. Jedes Individuum ist einzigartig und verhält sich in spezifischen Situationen so, wie kein anderer Mensch sich verhalten würde; dies verweist auf die individuelle Ebene.

Dann gibt es die mittlere Ebene. Dazu zählt die Ebene der Kultur. Vergleichbar wichtige (und messbare) Ebenen sind aber auch die soziale Stellung oder der weltanschauliche Kontext. (Ich kann mich oft besser mit einem türkischen Universitätsangehörigen unterhalten – mit dem ich, trotz unterschiedlicher Kultur, Religion und Sprache, doch einiges an Erfahrung gemeinsam habe – als mit Mitgliedern des eigenen Sprach- und Kulturkreises, die aus einem ganz anderen Milieu stammen.)

Schließlich gibt es als weitere Ebene diejenige anthropologischer Konstanten, also diejenige der ‚Universalien‘, das, „was allen Menschen gemein ist“.

Auch Universalien konnten oft beobachtet und sogar gemessen werden, auch im Rahmen quantitativer empirischer Forschungen, die eine unzweideutige überkulturelle Existenz belegen. Besonderes Aufsehen haben die Arbeiten von Paul Ekman und seinen Mitarbeitern erregt. Er konnte mit Hilfe objektiver Messverfahren zeigen, dass verschiedene Emotionen und Affekte kulturübergreifend völlig identisch ausgedrückt und auch in allen kulturellen Umgebungen identisch interpretiert und verstanden werden. Ekman spricht von sieben Grundemotionen: Ärger, Angst, Ekel, Freude, Scham, Schuld und Trauer. Wahrscheinlich gilt dies auch für weitere elementare Emotionen wie Hass oder Liebe.

Statistische Methoden scheinen es sogar zu ermöglichen, für kulturelle Artefakte, Mythen und Topoi eine grundlegende Übereinstimmung zu belegen. Mit Algorithmen, mit denen beispielsweise auch in der Genetik gearbeitet wird, lassen sich auf recht abgesicherter Basis die Entwicklung kultureller Differenzen und gemeinsamer Wurzeln darstellen. So fiel bereits früh auf, dass sogenannte Volksmärchen in den Themen, Motiven, Personencharakterisierungen sowie sogar im Verlauf überkulturelle Gemeinsamkeiten aufweisen. Es gibt nicht nur Entsprechungen deutscher Märchen in anderen indoeuropäischen Kulturen, sondern auch darüber hinaus in Arabien, Japan, teilweise sogar in den beiden Amerikas; insgesamt wurden 300 Kulturkreise untersucht. Dazu werden Erzählungen in kodierbare Mytheme zerlegt. Die aktuelle Forschung kann in der Folge mehr als 2.000 ‚internationale Typen‘ belegen. Es lässt sich auch zeigen, dass gemeinsame kulturelle Muster bereits mindestens seit der Altsteinzeit (und eben kulturübergreifend) existierten. Nicht nur, dass Geschichten erzählt werden, sondern auch die Art und Thematik populärer Geschichten zählt zum gemeinsamen Menschheitserbe.

Kommen wir noch einmal zur Fotografie und zu einer aktuellen informationswissenschaftlichen Untersuchung zur Klärung der Unterschiede zwischen kulturellen und strukturellen Prägungen zurück:

In einem großen Projekt der schwedischen Informationswissenschaftlerin Anna Rosling Ronnlund wurden Menschen aller Weltregionen bei ihren Alltagsbeschäftigungen beobachtet und fotografiert: beim Zähneputzen, Essen; ihre Wohnungen wurde fotografiert. Es handelt sich also um eine visuell geprägte Forschung, die aufgrund ihres medienadäquaten Einsatzes einen Sachverhalt besonders gut verdeutlicht.

Es wurden rund 300 Haushalte aus 50 Ländern besucht und dokumentiert. In jedem Haushalt wurden die gleichen Gegenstände fotografiert, die gleichen Verhaltensweisen beobachtet. Zunächst einmal die grundsätzliche Konstruktion des Hauses, die Aufteilung in Zimmer, das Dach; dann die einzelnen Zimmer, wozu sie dienen und wie sie eingerichtet sind: das Schlafzimmer mit der Liegestatt, die Küche mit dem Herd, das Spielzeug der Kinder – und 135 andere Dinge. Auf den mehr als 40.000 Bildern gibt es viele Unterschiede, aber auch viele Gemeinsamkeiten. Das besonders interessante: Wenn man sich die Wohn- oder Schlafzimmer ansieht, gibt es besonders signifikante Unterschiede *innerhalb* eines Landes beziehungsweise Sprach- oder Kulturraums, die vom sozialen Standing und vom Einkommen abhängen; bei gleichem Einkommen gibt es aber kaum Unterschiede, egal, ob man sich entsprechende Lebensformen in Deutschland, China oder Ostafrika betrachtet.

Beispielsweise schaffen sich alle Haushalte ab einem gewissen Einkommen Besteck zum Essen an. Das Besteck wird in Besteckschubladen aufbewahrt. Wenn wir eine Besteckschublade betrachten, können wir zunächst nicht erkennen, ob sich die Schublade in Nigeria, Nicaragua oder Nevada befindet. Lediglich in China werden neben den Messern, Löffeln und Gabeln noch Stäbchen zur lokalen Erkennbarkeit beitragen, aber ansonsten sieht es ebenso aus wie in Chile oder Kamerun. Auch die Kleider werden an einem jeweils sehr ähnlich aussehenden Ort aufbewahrt, dem Kleiderschrank. Sie sind auch sehr ähnlich: Unterwäsche, Strümpfe, Hosen, Hemden, Schuhe. Nur die Armen gehen barfuß oder haben nur Gummisandalen. Aber auch die Gummisandalen sehen weltweit identisch aus – es ist die Frage des Einkommens, ob man Gummisandalen hat oder Turnschuhe oder Lederschuhe, aber nicht die Frage, wo man lebt. Ab einem gewissen Einkommensniveau haben alle Familien ein Wohnzimmer mit Fernsehapparat und Sofa. Abends gehen dann alle schlafen, und wenn wir die Schlafzimmer einer gewissen Einkommensschicht betrachten, werden wir erneut allenfalls an den Bildern, die an der Wand hängen, erkennen, ob sie in Zentralafrika, Ostasien oder Finnland fotografiert wurden. Wir sehen überall ähnliche Betten, mit Matratzen, Betttüchern, Kissen. Der einzige Unterschied ist oft, ob das Plumeau unter die Matratze gesteckt wird oder oben aufliegt, das war es dann auch schon.

Auch das Leben einkommensschwacher Familien ist weltweit identisch. Sie leben in Slums, ob in Rio oder in Nairobi. Die Hütten sind kaum unterscheidbar; sie haben Wellblechdächer oder gar Schilf und Gras. Die Menschen lagern ihr Getreide auf ähnliche Art und Weise und sie kochen ihr Wasser auf identische Art und Weise. Ohne Kontextinformationen ist oft unklar, wo die Dokumentation herkommt. Die ärmste Milliarde lebt, schläft, isst oder kocht in etwa gleich; sie haben keine Schuhe;

sie essen mit den Fingern, weil sie keinen Löffel haben, egal ob in Asien oder in Afrika. Die fünf Milliarden jenseits der ganz dramatischen Armut leben ebenfalls ähnlich. Sie haben Elektrizität, was das Leben mehr verändert als die Kultur; sie schlafen nicht mehr auf dem Boden; sie nutzen Salz und bewahren es in einem Behälter auf; sie haben mehr als einen Löffel, sie haben ein Telefon und Spielzeug und produzieren Abfall. Und die reichsten benutzen Schränke, Lampen, Seife, Wäsche, Uhren, Computer, Telefone, sie schauen Serien und leben überall auf der Welt fast identisch.

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend sprechen meines Erachtens viele Argumente aus der anthropologischen, der informationswissenschaftlichen und der soziologischen Forschung für die Annahme, dass die Menschen auch in ihrem Alltagsleben einander ähnlicher sind als oft gedacht. Erneut: Das bedeutet nicht, dass es keine Kulturräume oder kulturelle Werte gäbe, die von ihren Bewohnern als sehr unterschiedlich zu anderen kulturellen Werten erlebt werden können, so dass es zu Konflikten kommen kann. Aber auch hier zeigt die Geschichte, dass es mindestens ebenso dramatische Konflikte innerhalb eines Kulturkreises geben kann. Kulturelle Unterschiede sind nicht die einzigen (möglichen) Ursachen für Konflikte; in der Tat scheint die Potentialität von Konflikten ebenfalls universell angelegt zu sein.

Die tatsächlich distinkten Unterschiede liegen in gesellschaftlichen Organisationsformen (wieviel Geld hat man oder noch grundlegender: Wie lebt man, als Jäger- und Sammler, in einer traditionellen segmentären Gemeinschaft, in einer staatlichen Gesellschaft). Wichtig ist deshalb, zwischen kulturellen und strukturellen Phänomenen zu unterscheiden.

Kulturen wandeln sich im Rahmen eines Kontinuums, das die Universalien vorgeben. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass sich die Nordischen Länder heute kulturell im Vergleich zur Wikingerzeit sehr gewandelt haben – um nur ein Beispiel zu nennen. Das Deutschland unter Kaiser Wilhelm II ist auch völlig anders als das heutige Deutschland. Es spricht nichts dagegen, dass es auch in der Gegenwart und Zukunft kulturellen Wandel gibt; kultureller Wandel ist offenbar ebenfalls eine Universalie. Dies legt auch die Möglichkeit nahe, dass kulturell Trennendes nicht unüberwindlich bleibt.

Leider kann man sich auch stärker in kulturell Trennendes verbohren. Strukturelle Lebensweisen sind einfach da und werden selten grundlegend hinterfragt. Letztlich scheint die Kultur aber (trotzdem oder leider) sogar leichter und schneller wandelbar zu sein als strukturelle Zwänge.
